

WOZU NOCH LESEN?

Volker C. Dörr

Es mag scheinen, als könnte man mindestens ebenso gut auch anderes tun als lesen: etwa ein Spiel auf dem Smartphone spielen oder auf dem Tablet eine Serie schauen – oder auch beides gleichzeitig. Ja, das kann man machen (wenn auch nicht wirklich beides zugleich). Und was würde einem dabei schon entgehen, verglichen mit dem, was man andernfalls gewinnt? Literatur ist (bloß) ein Medium unter anderen, Medienkompetenz ist eine Schlüsselkompetenz – und ist sie nicht umso schlüssiger, je neuer das Medium ist? Leistet das Medium Literatur etwa etwas, was andere Medien so nicht leisten können? Freie Zeit vertreiben können auch andere Medien. Zeit restlos vernichten können andere Medien sogar besser – was zuweilen auch an der Widersständigkeit der beteiligten Medientechnik liegt. Aber soll ein Medium nur Zeit vertreiben? Soll es nicht vielleicht auch Zeit füllen helfen?

Auf den ersten Blick tut sich beim Lesen nicht viel, tun vor allem die Leserinnen und Leser nicht viel. Jedenfalls sind die Herausforderungen an die Hand-Auge-Koordination, und damit auch die entsprechenden Trainingsleistungen beim Lesen vernachlässigbar. Zwar erfordert auch das rechtzeitige Umblättern respektive Weiter Scrollen (denn auch auf Tablets oder E-Readern kann man lesen) solche Koordinationsleistungen – aber nicht mehr als (andere) Alltags-tätigkeiten auch. Die entscheidende Tätigkeit beim Lesen vollzieht sich weniger in der faktischen Interaktion mit der Umwelt, sondern vielmehr, meist unbewusst, im kognitiven Apparat, im Gehirn selbst.

Was das Betrachten bewegter Bilder so attraktiv erscheinen lässt, verliert viel von seinem Reiz, wenn man genau bedenkt, was dabei (nicht) passiert. Bunte Bewegtbilder, in Tateinheit mit Musik und Geräuschen, fesseln unsere Aufmerksamkeit, okkupieren unsere Wahrnehmung und machen eines nahezu unmöglich: sich etwas vorzustellen, das gerade nicht gezeigt wird. Genau das aber ist das Kerngeschäft von Lesenden: sich etwas vorzustellen, das nicht gezeigt wird – und das aus dem offensichtlichsten Grund: Es gibt im (literarischen) Text nichts, was gezeigt würde; man muss sich schlechterdings alles selbst vorstellen. Literatur, und das gilt schon für dümmlichen Schund wie etwa Arztromane, fordert die Phantasie, und genau deswegen schult sie diese auch. Lesende üben sich in Phantasie.

Phantasie hieß zu Goethes Zeiten noch Einbildungskraft, und dieses inzwischen etwas ältliche Wort macht immerhin auf eines aufmerksam: dass es sich um ein Vermögen, eine Fähigkeit, auch (wenn's sein muss!) eine Kompetenz handelt – während Phantasie für manche

und manchen doch, wenn auch zu Unrecht, nach verzichtbarem Firlanz klingt. Schließlich bekundet man jemandem nicht gerade übermäßigen Respekt, wenn man ihr oder ihm eine blühende Phantasie bescheinigt – durchaus zu Unrecht.

Wenn es zu Beginn eines Romans heißt: „Es war eine finstere und stürmische Nacht“, so sind alle, die es lesen und die schon einmal eine dunkle und stark windige Nacht erlebt haben, in der Lage, sich vorzustellen, was der Text nur sehr lapidar beschreibt. Vermögen, Fähigkeiten, Kompetenzen sind dazu da, eingesetzt und damit geübt zu werden – nicht dazu, dass man sie verkommen lässt. Dies sollte ein Grundsatz jeder Erziehung sein – auch und gerade derjenigen Erziehung, die man sich selbst ein Leben lang angedeihen lassen möchte. Und damit soll nun gerade alles andere gemeint sein als der Zwang zur unheiligen Trias von Selbstoptimierung, Selbstökonomisierung und Selbstausbeutung, sondern vielmehr eine Erziehung zum Selbst. Ein Leben ohne solche fördernde Selbsterziehung ist möglich, und es ist vielleicht nicht einmal sinnlos. Aber ist es auch lebenswert?

Aber so schön, sinnreich und notwendig das Einüben von Einbildungskraft oder Phantasie ist: es ist nicht die einzige Leistung, die das Lesen von sogenannter schöner Literatur (die natürlich weder immer schön noch zugleich traurig sein muss) erbringt. Denn was stellt man sich eigentlich beim Lesen vor? Da sind zum einen finstere und stürmische Nächte – oder auch ärmliche Zimmer, in denen jemand zum Ungeziefer verwandelt aufwacht. Zum anderen und vielleicht vor allem sind es Gefühle, von denen im Text die Rede ist, Gefühle von Menschen, die wir nicht oder kaum kennen, Menschen, denen zudem eine entscheidende Eigenschaft fehlt: tatsächliche Existenz; von Menschen also, die es nicht wirklich gibt, die nur erfunden sind: fiktionale Charaktere, literarische Figuren.

Wer liest, übt sich in einem Tun, das absolut unverzichtbar ist, wenn wir nicht als selbstoptimierte Reiz-Reaktions-Schemata-Konstellationen nebeneinanderher-, sondern im starken Sinne als Menschen zusammenleben wollen: Sie oder er fühlt sich ein. Wer liest, fühlt sich in zweierlei ein: in Situationen und in andere Menschen – Menschen, denen zwar mit der tatsächlichen Existenz etwas Wesentliches fehlt, die aber in anderer Hinsicht hinreichend menschlich sind: insofern nämlich, als sie Gefühle haben, Gefühle, die auch die Lesenden haben (können). Zu dem, was wir über unser Hirn wissen oder doch wenigstens zu wissen glauben, gehört, dass wir, wenn wir uns beim Lesen in literarische Figuren einfühlen, mental sehr Ähnliches durchmachen wie sie, ohne dass wir es faktisch durchleben müssten. Jedenfalls scheint einiges dafür zu sprechen, dass beim Lesen der Darstellung eines Vorgangs Hirnaktivitäten stattfinden, die – wenn auch wohl in (stark) abgeschwächter Form – jenen ähneln, die im Gange

wären, wenn wir das Dargestellte unmittelbar am eigenen Leib erfahren. Wer sich in einen literarisch beschriebenen flüchtenden Menschen einfühlt, hat natürlich keine Todesangst. Und doch ermöglicht das Lesen es uns, existentielle Grenzerfahrungen mit- und nachzuempfinden, ohne dass wir unseren Lesesessel oder unseren Liegestuhl verlassen oder uns gar in Lebensgefahr begeben müssten.

Nun ist es selbstverständlich zwar kurzweilig, aber womöglich nicht allzu sinnreich, sich in die Position eines Menschen hineinzuversetzen, der vor Zombies oder Dinosauriern auf der Flucht ist, jedenfalls dann nicht, wenn man es lediglich als Einüben in den Ernstfall betrachten würde – obwohl diese fiktiven Bedrohungen ja oft gewissermaßen allegorisch für solche Bedrohungen stehen, die unserer Lebenswelt deutlich näherzustehen drohen, Pandemien etwa. Der tiefere Sinn solchen empathischen Einfühlens wird aber noch deutlicher, wenn es etwa um die Flucht vor existentiellen Bedrohungen geht, die, anders als Untote oder Ausgestorbenes, für nur allzu viele Menschen unmittelbare, bittere Realität sind – etwa Verfolgung aus religiösen, ethnischen oder politischen Gründen. Auch hier besteht die Leistung des Einfühlens womöglich nicht so sehr darin, die Lesenden auf ein eigenes Betroffensein vorzubereiten – obwohl man sich nie allzu sicher sein sollte, niemals selbst zum Objekt solcher Verfolgungen zu werden. Es leben aber im mittel- oder auch unmittelbaren Lebensumfeld der meisten Lesenden Menschen, die Opfer von solchen Verfolgungen geworden sind oder die womöglich davon bedroht sind, (erneut) deren Opfer zu werden. Sich in solche Menschen einzufühlen, kann einen mit dem Empfinden von Menschen bekanntmachen, die in fundamental anderen Lebensverhältnissen leben als man selbst: die auf der Flucht sind, die nicht dazugehören, die ausgegrenzt werden, die die Erfahrung von Erniedrigung machen, allein weil sie eben anders sind als die meisten, weil sie nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehören. Sich in der Mehrheitsgesellschaft aufgehoben zu fühlen, mag schön sein – gut ist es höchstens dann, wenn man sich bemüht, sich in Menschen einzufühlen, denen dieses Aufgehobensein versagt wird. Empathie mit Menschen zu haben, die einem ähnlich sind, ist notwendig und schwer genug – ebenso notwendig ist es aber auch, sich zu fragen, wie man sich fühlt, wenn man als anders gilt.

Die heilsame und lehrreiche Konfrontation mit Anderen gibt es natürlich nicht nur im Modus des Hineinversetzens und -fühlens; es gibt sie auch in Form des Hinein- und Nachdenkens. Literatur, die ohne Identifikationsangebote in Form von Figuren auskommt – weil sie zwar Literatur ist, aber keine im weitesten Sinne erzählende, oder weil es sich nicht um Belletristik handelt, sondern um Essayistik oder wissenschaftliche Literatur –, konfrontiert ihre Leser, sofern sie sie

nicht bloß stumpf in dem bestätigt, was sie schon zu wissen meinen, mit anderen Blicken auf die Welt. Das kann erzählende Literatur, können Romane und Kurzgeschichten auch, sie können es sogar sehr gut; aber sie teilen diese Fähigkeit mit sehr vielen anderen Textsorten, vom symbolistischen Gedicht bis zum Zeitungsartikel. Wer liest – und das gilt eben für sehr viele verschiedene Textsorten –, übt sich im Umgang mit der Komplexität, Vieldeutigkeit und Widersprüchlichkeit der Welt. Lesen fördert, was technisch gesprochen Ambiguitätstoleranz heißt.

Nicht Orientierung sollte man sich dabei von Literatur erhoffen und schon gar nicht bloße Bestätigung dessen, was man schon sicher zu wissen glaubt; vielmehr sollte man seine Desorientiertheit pflegen. Die meisten einfachen Lösungen für komplexe Probleme etwa gesellschaftlicher Art, die im Umlauf sind, haben mindestens den einen entscheidenden Nachteil, dass sie die Probleme nicht lösen. Knoten, die sich mit einem simplen Schwertstreich auflösen lassen, sind in der (sozialen) Realität deutlich in der Minderzahl. Und weil das so ist, muss man damit umzugehen lernen, und dabei hilft solche Literatur, die die Komplexität der Welt nicht verleugnet – indem sie etwa Sündenböcke beschuldigt –, sondern die Welt so komplex erscheinen lässt, wie sie ist. Das bedeutet alles andere, als es sich in einem, womöglich in einem Flickenkostüm aus falsch verstandenem Buddhismus und ungelenkem Yoga kostümierten, Fatalismus gemütlich zu machen. Literatur kann auch darauf aufmerksam machen, dass die Form einer Gesellschaft nicht so naturgesetzhaft ist, wie deren Mitgliedern vorgegaukelt wird; Skepsis aber ist angebracht, wenn dies mit der Behauptung einfach zu erreichender Veränderungen einhergeht. Die Einsicht, dass die Probleme ebenso komplex wie drängend sind, ist eine Zumutung. Literatur hilft sie zu bewältigen – nicht indem sie über sie hinwegtröstet, sondern indem sie uns ihr aussetzt. Und Nichtlesen ist auch keine Lösung.

VOLKER C. DÖRR

Volker C. Dörr ist Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Er arbeitet vor allem zur Literatur der Zeit um 1800, zur Nachkriegsliteratur und zu Fragen der Transkulturalität. Dabei interessiert ihn besonders, wie Literatur einerseits verbreitete Weltbilder zu stabilisieren hilft und sie andererseits in Frage stellt – und wie sie zuweilen das eine versucht, aber tatsächlich das andere tut.

WEITERLESEN:

- ↳ Wir leben in der Zwischenzeit – S.367
- ↳ Farwell delightful spot farwell – S.377

